

Cicindela

Autor(en): **Koelsch, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **26 (1923)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Tiefmeerepoche bis zur Appenzeller Landsgemeinde! Als ganz vorübergehende, schier bedeutungslose Gäste verkehren wir Menschen jetzt in dieser alten Bergwelt. Einsam, auf sich selber angewiesen, fühlt es der Aelpler wohl. Ihre Schönheit genießt er still und fürchtet die Gefahren, soweit er sich ihnen wehrlos ausgesetzt weiß. Das macht ihn tief religiös, und manches Kreuzlein, manche dürftige Kapelle am Bergpfad zeugt von diesem Empfinden, das zu ehren des Gebirgswanderers heilige Pflicht ist. Auch er steht im Banne der allmächtigen Natur.

Mit großen Plänen hatte er sich zur Bergfahrt gerüstet und ist sich recht wichtig vorgekommen beim ersten Schritt ins Gebirge. Aber zusehends, je höher er stieg, je mehr Welt er unter sich zurückließ, desto hehrer und schöner erstand die Bergnatur vor ihm. Dies Erkennen zu erwerben, schafft unvergleichlichen Genuß und ist hundertmal wert, den damit verbundenen Gefahren vernünftig trohen zu lernen. Mag nachher unser Gedächtnis im Alltag noch so schwer wieder überschichtet werden, unauslöschlich schimmern immer wieder die Erinnerungsbilder aus den Bergen zurück: an liebreizende Blütenpolster, zierliche Murmeltierspuren und flinke Gemsenrudel, blaue Gletscherschründe und dämonisch lockende Felszähne und deren glückliche Bezwingung mit liebgewordenen Bergfreunden.

Anmerkung der Redaktion: Sämtliche Bilder zu diesem Artikel nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Cicindela / Von Adolf Koelsch

An Orten mit dürrer Vegetation, wo es sandig und trocken ist, kann man vom Frühjahr bis in den Herbst hinein einem chromgrünen Käfer begegnen, der so groß wie ein Kleinfingerglied ist und durch seine Munterkeit auffällt. Sein Grün ist von hartem metallischem Glanz wie beim gewöhnlichen Goldschmied unserer Fluren; aber er unterscheidet sich von diesem unerfättlichen Wegelagerer durch größere Schlankheit des Gliederbaus und eine Anzahl kleiner mehligter Flecken, die in unregelmäßigen Spritzern über Flügeldecken und Kopfschild ausgestreut sind. Er hat starke, kupferrote, haarige Beine und einen bössartigen Nacken, an dem nichts verwundbar ist, weil ihn eine besonders wohlgeratene Panzerplatte bedeckt. Uebrigens ist das mit der grünen Grundfarbe nicht unbedingt wörtlich zu nehmen; sie weicht manchmal ins Kupfrige und Bronzefarbige ab, auch ganz veilchenblaue Exemplare werden gefunden.

Wirft man den Käfer in die Luft, so stellt er die Flügeldecken beinahe senkrecht nach oben und surrt mit kommaförmig herunterhängendem Leib fast geräuschlos davon. Jedoch scheint er selbst seinen Luftschifferkünsten nicht besonders viel zutrauen; denn er strebt schnell wieder der Erde zu, und manchmal sieht man, wie er den ersten besten Grashalm, der ihm vor die Nase kommt, benützt, um so schnell wie möglich zu landen und den unangenehmen Verantwortlichkeiten eines Aviatikers enthoben zu sein. Die Landungsversuche fallen oft kläglich aus, denn seine zum Laufen eingerichteten Beine sind sehr wenig zum Haltunehmen auf spitzen, dünnen und schwankenden Gegenständen geschaffen, und die verzweifelten Anstrengungen, die er macht, um sich in Anstand aus der Verwicklung zu ziehen, schließen oft damit ab, daß er sein Selbstvertrauen verliert und zu Boden fällt wie ein Kind, dessen jauchzende Durchbrennversuche gar schnell im kräfteverzehrenden Kampf mit dem Gleichgewicht scheitern.

Auf der Erde angelangt, scheint der Käfer sein Mißgeschick jedoch schnell vergessen zu haben, ja vielleicht bildet er sich ein, er habe da eine mutige und glänzende Leistung vollbracht, als er aus der fürchterlichen Höhe besinnungslos in die Tiefe

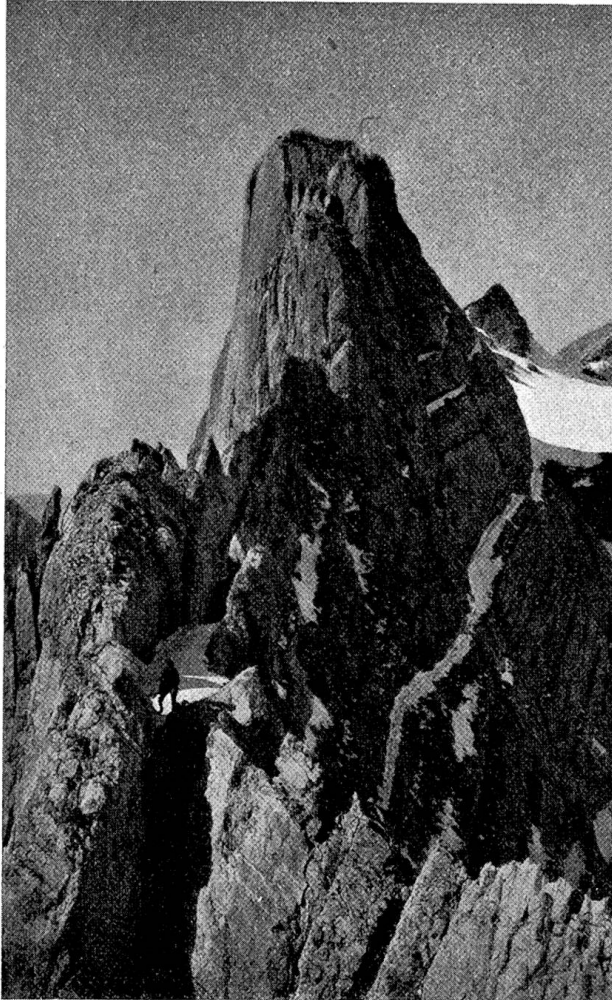
hinabsprang! Dem nach einigen raschen Orientierungsbewegungen, die ihm über die Beschaffenheit des Geländes die nötige Aufklärung bringen, begibt er sich also gleich auf die Wanderschaft, zunächst ohne ein anderes Ziel, als möglichst schnell aus dem verwirrenden Urwald von Gräsern, Halmen und Schattenlöchern herauszukommen und an einen Ort zu gelangen, wo die Sonne brennt, gute Hinterhalte sich bieten und alle

sonstigen Lebensbedingungen vorhanden sind, die seinen Bedürfnissen und seinen mörderischen Wünschen entsprechen. Wehe dem unabwehrten Insekt, das ihm dabei in die Quere kommt! Wehe der Raupe oder der in einen holden Sonnen- und Liebestraum versunkenen

Mücke, die er über-
rascht! Mit einem
fahenartigen

Sprung liegt er über der Beute, wühlt seine stark gezahnten Riefer in ihren Leib und schleppt sie ein Stück aufs Geratewohl weiter. Dann macht er Raß, leckt andächtig die Säfte ab, die aus den Wunden fließen, und nimmt zulezt auch von den festen Teilen so viel

so tut er weder das eine noch das andere, sondern schlägt ein grundsätzlich anderes Verfahren ein: er beginnt eine Röhre in den Boden zu scharren und setzt diese Tätigkeit so lange fort, bis er auf tiefere, nach unserm Ermessen noch wasserhaltige Schichten stößt, und hier saugt er sich mit seinem Maul für eine Weile fest, abermals leckend. Man hat gesagt, der Käfer lösche auf diese Art seinen Durst; er trinke das Wasser auf, das sich zwischen den Poren des Sandes wie in einem Schwamme gesammelt hat und sich als dünner Belag der Körner oft lange erhält. Möglicherweise zielt die Handlung des Käfers in der Tat darauf ab. Warum sollte er nicht Durst empfinden nach einer gründlichen, nicht in jedem Fall unbedingt saftigen Mahlzeit? Es gibt ja zähe Tanten auch unter den Mücken! Möglicherweise hat der Käfer es aber auch auf die algenartigen Kleinorganismen abgesehen,



Lysenspitze von Südosten. — Der Lysengrätweg steigt durch das beschattete Kamin im Vordergrund, biegt hinter der Figur im Schnee um einen Felskopf und setzt sich auf schmalem Schneeband (Saultformation) rechts hinauf gegen den Säntis fort.

als ihm schmeckt.

Nach der Mahlzeit kann man ihn oft eine Handlung ausführen sehen, deren Sinn nicht ganz durchsichtig ist: er rennt umher, bis er eine Bodenstelle gefunden hat, die möglichst feucht ist. Hier steht er still, steckt das Gesicht in den Sand und beginnt die Krümen mit eigentümlich leckenden Bewegungen der Mundwerkzeuge zu durchwühlen. Ist das Erdreich schon ziemlich ausgedörzt, so nimmt man wahr, daß er sich hintereinander an mehrere Vertieflichkeiten begibt, um das gleiche Geschäft an ihnen vorzunehmen. Ist hingegen bereits eine längere Periode der Dürre über die Erde gegangen,



Feegletscher und Allalinhorn, von der langen Fluh aus. Gefährlich verschundene Abgangszone vom Eis zum Firn

die überall im Sand und zwar gerade an feuchten Stellen gedeihen und die er als eine Art Gemüsezugabe zu dem Fleischgang verzehrt. Oder pukt er sich einfach auf etwas umständliche Weise die Zähne? Jedenfalls hält er die Einbildungskraft der Gelehrten in Schwung und läßt den Zauber der Märchengeschichten nicht sterben.

In den gleichen Gegenden, in

denen der erwachsene Käfer umherschweift wie ein Juwel, das eine Krone sucht, oder unbeweglich am Boden liegt, um auf Beute zu lauern, weht aber noch in einem andern Sinn Märchenluft; denn das Gelände sieht oft geradezu aus, als wäre jemand mit einem Kinderschirmchen spazieren gegangen und hätte von Zeit zu Zeit die Spitze ziemlich tief in den Boden gedrückt. Sticht man jedoch mit einem Grashalm in so eine Röhre, so merkt man bald, daß sie nicht von einem Schirm oder etwas Ähnlichem herrühren kann, denn es geht bis zu dreißig und vierzig Zentimeter schachtartig in die Tiefe. Es kann einem passieren, daß man vor der Röhre umsonst auf ein Ereignis von außerordentlicher Tragweite wartet; es kommt weder etwas heraus, noch schlüpft etwas hinein. Und wenn man sie schließlich erbricht, ist sie leer wie eine Patronenhülse. In andern Fällen aber kann es geschehen, daß nach einer Weile ein seltsames Gebilde aus der dunkeln Tiefe emporsteigt. Es ist eine Art Deckel, dunkelgrün in der Farbe, mit feinen Haaren besetzt und mit einigen Rillen ver-



Matterhorn vom Gornergrat aus

Abendgewitter im Anzug

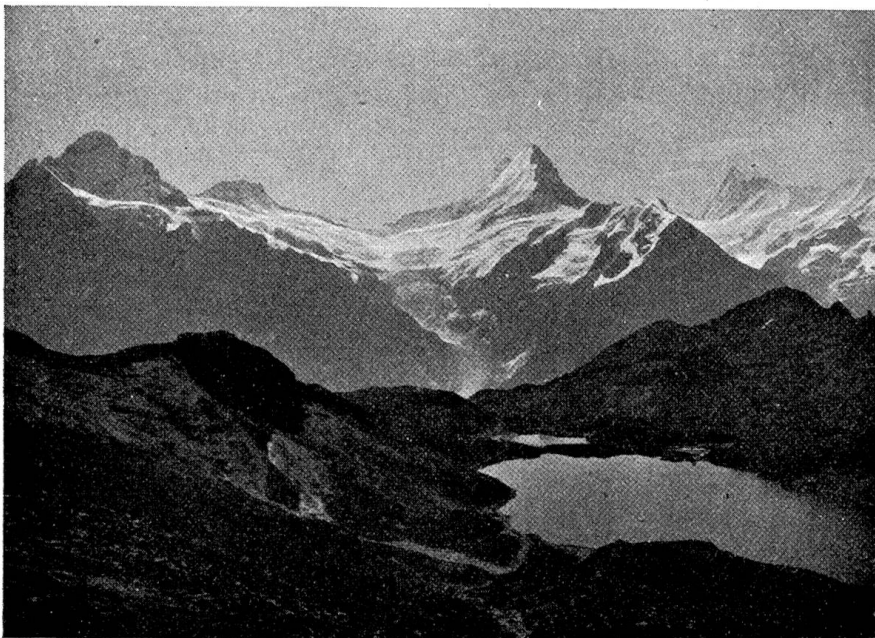
sehen. Sonderbarerweise paßt der lebendige Deckel aber nicht genau in die Röhre. Diese ist rund; der Deckel aber ist länglich, so daß zwischen ihm und der Röhrenwand ein senkgrubenartiger löchriger Zwischenraum übrig bleibt, in dem sich kleine Gegenstände festklemmen können. Fast unmittelbar vor dem Grubenrand hält das Gebilde still, und nun heißt es Geduld haben, wenn man erfahren will, was sich hinter dem Deckel befindet.

Am raschesten löst sich das Rätsel, wenn ein in blindem Tatendrang des Weges kommendes Insekt, etwa eine Ameise oder eine Milbe, den Deckel für den Abschluß einer winzigen Bodenvertiefung hält und sich anschickt, ihn zu überschreiten. Denn kaum, daß der Spaziergänger die Brücke betreten hat und dabei fast notwendig mit seinen Beinen in eine der winzigen Spalten geraten ist, die zwischen Deckel

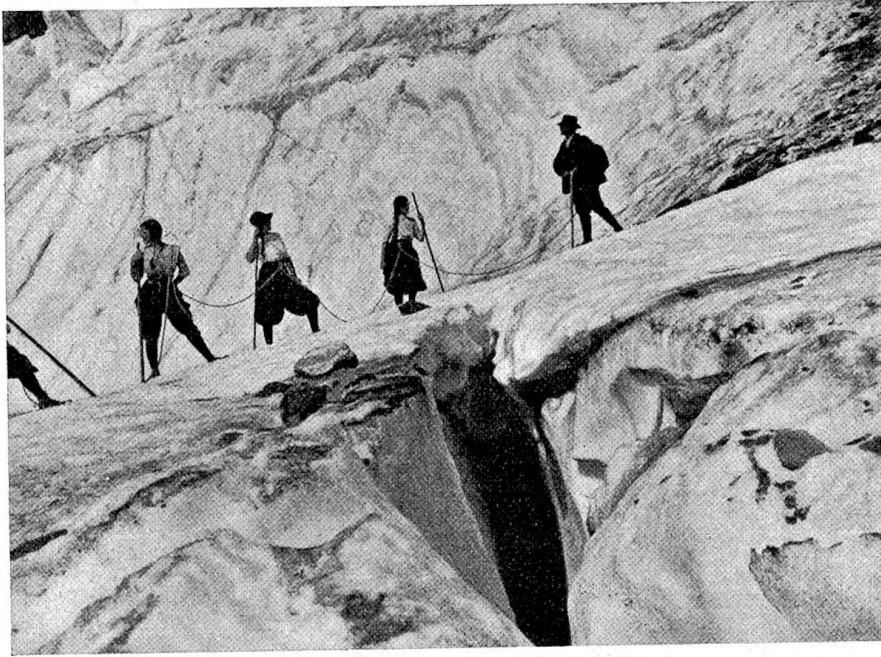
und Röhrenwand offen stehen, klappt der Deckel mit großer Schnellekraft nach hinten unten, und während das überraschte Wesen platt an die Wand gedrückt wird oder einfach in die Tiefe des Schachtes purzelt, kommt unter dem Deckel und mit ihm verwachsen ein wüstes, haariges Räubergesicht hervor, dessen zangenartige Beißwerkzeuge sich schonungslos über dem Pilger schließen.



Fieschergletscher von Westen (am Weg vom Hotel Jungfrau-Eggishorn zum Märjelensee)
Mächtiger gewundener Eisstrom mit Mittelmoräne



Bachalpsee von Norden (Südabhang des Faulhorns)
Im Mittelgrund der obere Grindelwaldgletscher, dahinter die Schreckhörner von der Schmalseite; rechts, ganz hinten, das Finsteraarhorn; links das Wetterhorn
Föhnstimmung



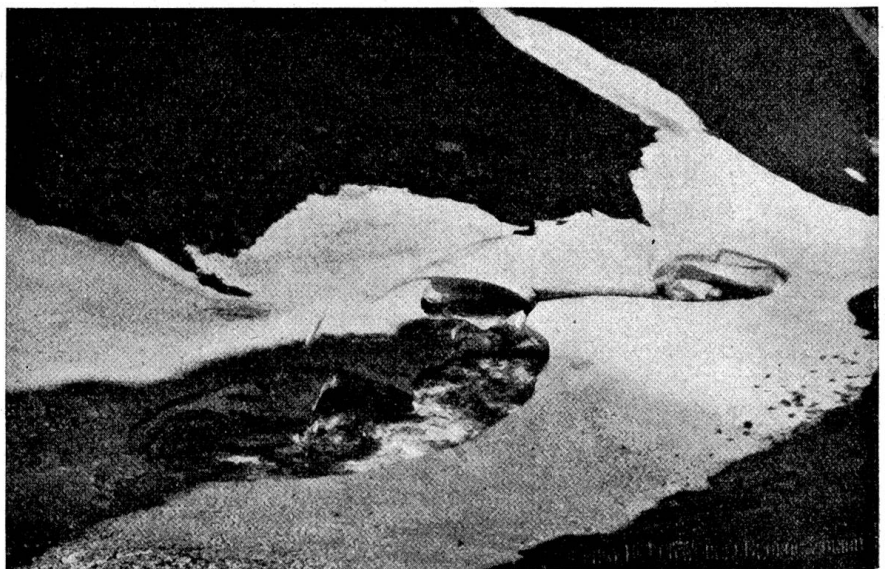
Schneebrücke über Eispalte auf dem Kehlengletscher, mit Seilpartie

Damit ist das Rätsel des Deckels gelöst: man hat in ihm den Kopf eines Insektes vor Augen, das wie ein Schornsteinfeger in der Sandröhre steckt und Empfangsstunde abhält; der Deckel ist nichts anderes als die breite Stirnplatte des Kopfes, die wie eine unschuldige Maske das gefährliche Maul überdeckt. Das Insekt, das sich von der Maske hat täu-

schen lassen, ist in der Regel verloren. Es verblutet schnell zwischen den Zangen, die sich hinter der Klappe verbergen.

Das Tier, das sich in dieser Weise aufführt, ist die gespenstische Larve jenes Käfers, der wie ein grünes Juwel durch die heißen Sandhalden streicht und Bauchweh bekommt, wenn die Leute vom Fliegen reden. Da aber die Gnädige nicht geruht, freiwillig aus der Röhre herauszugehen, muß man sich schon zu ihr selber bemühen und sich mit einem flinken Griff gewaltsam ihrer verborgenen Reize versichern. Wie unangenehm ihr das ist, sich so rücksichtslos der Deffentlichkeit preisgegeben zu sehen! Wie gut man aber auch ihr Sträuben und Strampeln, ihr Mißvergnügen und ihre aufgeregten Versuche, sich sofort wieder zuzudecken, begreift, sobald man erst sieht, mit wem man es zu tun hat! Hat sie einen Buckel? — Im

ersten Augenblick kommt man unmöglich dazu, eine zuverlässige Ermittlung in diesem Punkt anzustellen; denn in empörten Sähen, denen jede bestimmte Richtung fehlt, tanzt sie schnell käferartig über den Boden der Welt des Lichts, für welche sie nicht geschaffen ist; sie wirft sich wie tob süchtig hoch in die Luft und sucht ihr nacktes gelbliches



Einsturzbereiter Lawinenrest, vom Talbach unterfressen (Val Canaria, talabwärts gesehen)

Hinterteil vor der brennenden Sonne zu retten. Die Schnellbewegungen erzeugt sie mit Hilfe des gleichen Reflexes, der ihr in der Röhre bei Ueberrumpelung ahnungsloser Wanderer so vorzügliche Dienste geleistet hat: sie schlägt den Kopf plötzlich nach rückwärts gegen den Boden und erteilt dadurch ihrem Körper eine Bewegung, die ihn purzelbaumartig nach oben wirft. Immer wieder schleudert sie sich auf diese Art in die Höhe. Weit kommt sie nicht damit, da jede ordnende Zielbestimmung den Sprüngen fehlt. Es sind arme, nervöse Verlegenheitsprünge, und überdies ist es bald mit ihren Kräften zu Ende. Ermattet fällt sie in den Sand und liegt wie ohnmächtig da; sie hat nicht einmal mehr Zeit gefunden, ihre verschiedenen Blößen mit ein paar Sandkörnern zuzudecken.

Jetzt sieht man, daß die Gnädige in der Tat einen Buckel hat. Und was für ein Prachtsstück von einem Buckel! Es ist ein unappetitlicher, warzenartiger Höcker, etwas hinter der Körpermitte, ein zünftiger Buckel mit borstenartigen Haften darauf, entschieden ein Schönheitsfehler. Grund genug, um einen Schacht in die Erde zu graben und sich vor der Welt zu verkriechen! Da aber der Buckel im Kaminfegerdasein des Tieres die Rolle eines Haftorgans spielt, mit dem es sich in der Röhre festhält; da er sozusagen als eine Art von Klemmbolzen funktioniert, mit dem der Körper von rückwärts her im Gewölbe verankert wird, so mag immerhin der Höcker entschuldigt werden.

Die Gnädige fühlt wohl selbst, daß sie nicht ewig so liegen kann; denn nach einiger Zeit kommt plötzlich wieder Leben in ihre Leiche. Und nun, denkt man wohl, macht sie sich auf die Beine und begibt sich auf die Suche nach ihrer Kellerwohnung? — In der Tat scheint das erste, was sie bewegt, das Aufblitzen des Bewußtseins zu sein, daß sie nur in der Unterwelt dieses Planeten ihres Daseins restlos froh werden könne. Aber den Plan, nach ihrer alten Wohnung zu suchen, hat sie sofort und für alle Zeit aufgegeben. Statt dessen baut sie sich auf dem Platz, wo sie liegt, eine neue. Das fällt ihr offenbar weniger schwer.

Beobachtungen des Berner Insektenbiologen Robert Stäger entwerfen ein sehr genaues und höchst possierliches Bild der Mechanik dieses Einrammelungsvorgangs. Zunächst schaufelt die Gnädige mit Vorderfüßen und Kiefern etwas Sand auf die Seite; sie bohrt ein Loch und macht es so groß, daß es den größten Teil ihres Körpers aufnehmen kann. Dann aber ändert sie von Grund aus ihr Verfahren. Wieder fährt sie mit ihrem starken Kopf wie mit einem Rammpfloß in den Boden hinein; dann aber zieht sie ihren Körper unter der obersten Sandschicht schlingenartig hindurch, schlägt gleichsam einen Purzelbaum quer durch die Erde und steigt, eine tüchtige Sandladung wie einen Hut auf dem Kopf, stirnvoran wieder nach oben. Den Sand wirft sie nicht zur Behausung hinaus, sondern benützt ihn zur Ausmauerung des zunächst viel zu breit geratenen Schachtes; sie drückt durch rasche Rückwärtsbewegungen des Kopfes, die mit dem schon beschriebenen Klappenreflex gleichwertig sind, die Erdkrumen gegen die Wand und hämmert sie fest. Danach überschlägt sie sich neuerdings, steigt kopfabwärts hinunter und kommt kopfaufwärts wieder mit einer frischen Sandladung auf der Stirn nach oben, um die Erde an anderer Stelle abermals einzumauern. Die ganze Wand reibt sie mit ihrem Untergesicht schließlich glatt, wie der Gipser den Hausverputz mit seinem Reibholz.

Ist die Larve herangereift, so puppt sie sich auf dem Röhrengrund ein, legt ihr häßliches Madenkleid ab und erscheint als der edelsteinfunkelnde Käfer, der sich ein Stockwerk höher auf der Erde einrichtet. Die kurze Zeit der Puppenruhe genügt, um alle Merkmale der Niedrigkeit von dem Gebilde hinwegzunehmen und in seinem Gehirn restlos die Erinnerung auszutilgen, daß es von einem buckligen Wesen abstammt, das sein Dasein in einer dumpfen Kellerwohnung verbrachte und Uebelkeitskrämpfe bekam, wenn es jemand ans Licht heraufzog. Auferstehung nennen

wir das. Aber was ist das, was aufersteht, wenn in Wahrheit keine seelische Merkmalbeziehung zwischen der alten und der neuen Form des Daseins zu finden ist und beide Erscheinungsweisen ein und desselben Lebens durch nichts verknüpft sind als durch die unabwendbare Schickung, daß das Ei des Käfers wieder die häßliche Made gebiert und die Made wieder den Käfer?

Das lyrische Werk Gottfried Kellers

Von Jonas Fränkel

I.

Im Jahre 1874 schrieb Berthold Auerbach über Gottfried Keller: „Es ist ein Elend und eine Schande, daß ein solcher voller Poet, der mehr ist als wir Mitlebenden alle, nicht mit Begeisterung aufgenommen und hochgeschätzt ist“. Wie Auerbach so urteilten im Grunde die meisten Zeitgenossen, soweit sie überhaupt urteilsfähig waren, und anerkannten willig Kellers Ueberlegenheit. Doch dieses Urteil galt fast ausschließlich dem Meister der Prosa, während die Gedichte auf die Wertung der dichterischen Persönlichkeit Kellers keinen sichtbaren Einfluß übten. Die beiden Gedichtbändchen aus den Jahren 1846 und 1851, die Gottfried Kellers Namen zuerst in die Literatur getragen hatten, blieben außerhalb der Schweiz ziemlich unbekannt, und der drei Jahrzehnte später an den Tag getretene Band der „Gesammelten Gedichte“ mit seinem Halbtausend Seiten hat mehr Kopfschütteln und Verlegenheit als Begeisterung geweckt. Die Freunde beobachteten schonende Zurückhaltung oder antworteten mit respektvoller Verneigung (Widmanns jubelnder Zuruf bildete eine Ausnahme); Fernerstehende jedoch stimmten zumeist Theodor Mommsen bei, der, in Sachen der Poesie kein Unberufener, den Ausspruch tat: „Ein Dichter, der keine Verse machen kann, das ist eben schlimm!“

„Ein Dichter, der keine Verse machen kann...“: auf diesen Ton war die Kritik noch lange Zeit gestimmt. Man faßte die Gedichte als ein Supplement zu den Prosabüchern, auf die allein der Akzent zu legen war. Noch in Richard M. Meyers Literaturgeschichte, die Gottfried Keller als ein Zentrum, als den Höhepunkt der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts betrachtet, merkt man das Unbehagen, eine schwache Seite des verehrten Meisters nicht umgehen zu dürfen und mäkeln zu müssen an dessen Versen. Erst Ricarda Huch sprach das erlösende Wort: Kellers Gedichte seien „seine schönste Gabe und allerschönste deutsche Gedichte überhaupt“.

Man gestatte mir ein persönliches Bekenntnis. Mit zwanzig Jahren waren Conrad Ferdinand Meyers Gedichte mein Lebensbuch. Ich führte es lange auf allen meinen Wegen mit und hielt es hoch als die ergreifendste Offenbarung dichterischen Kunstwillens. Ich lernte aus ihm, was Kunst sei. Neben ihm war mir Gottfried Keller — ein Dichter, der keine Verse machen kann. Erst mit den Jahren, allmählich und stets aufs neue beglückend, ging mir der unvergleichliche Zauber der Kellerschen Lyrik auf, und heute stimme ich Ricarda Huch bei: es sind die schönsten deutschen Gedichte.

Kellers dichterischer Genius spiegelt sich in seinen Prosawerken nicht reiner als in seinen Gedichten. Ja, die Prosa bildet eher eine Umhüllung für das schamhafte Ich, das aus seinen schönsten Versen mit unverschleiertem Gesicht aufsteigt. Nur in seinen Gedichten findet man das nahe Beieinander des Zarten und des Dämonischen und ihr berückendes Zueinanderspielen. Und nur in den Gedichten begegnet ihm, daß er den Leser aus der greifbarsten Wirklichkeit unvermerkt in die